

Für unsere Kinder

Nr. 1 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1909

Inhaltsverzeichnis: So sei es! Von Cäsar Flaischlen. (Gedicht.) — Von einem, den die Sehnsucht quält. Von Brand. — Streif. Von Emma Döbly. (Gedicht.) — Aus dem Reiche der Technik: V. Eine Lustreise im Jahre 1930. Von Richard Waldt. — In den Aepfeln. Von Gottfried Keller. (Gedicht.) — Die Geschichte von Karr und Grauffell. Von Selma Lagerlöf. — Wie Eulenspiegel einen Wirt mit dem Klange von Geld begahlte. — Die fünf Hühnerchen. Von Viktor Blüthgen. (Gedicht.)

So sei es!*

Von Cäsar Flaischlen.

Zu denen stets tritt offen,
die Manns noch wollen sein,
was sie vom Leben hoffen,
nicht anderswo zu leihn.

Die fest und ohne Wanken
auf eines stolz bedacht:
sich selbst nur es zu danken,
wenn sie's zu was gebracht!

Für die die schwersten Bürden
nichts weiter, troggewillt,
als ein Zum-Kampf-sich-Gürten
mit Panzer und mit Schild!

Das Glück um Günst zu bitten,
ist feig und Torenwitz,
erkämpft nur und erstritten
bleibt's dauernder Besiz.

○ ○ ○

Von einem, den die Sehnsucht quält.

Aber der großen Stadt zog ein trüber Herbst-
morgen heraus. Ein seiner grauer Schleier
legte sich über Häuser und Fuhrwerke und
Menschen. Von den Linden und Ulmen an
der großen Hauptstraße rieselten unaufhörlich
die welken Blätter auf die Fußsteige; einige
Bäume waren schon fast kahl; sie standen alle

* Aus einem der schönsten lyrischen Bücher unserer
Zeit: „Lehr- und Wanderjahre des Lebens“. Von
Cäsar Flaischlen. Berlin, Fontane & Co.

ergeben und wartend da, als wären sie von
der großen Anstrengung des Sommers er-
schöpft und wüßten nun, daß ihnen die Winter-
ruhe bevorsteht.

Da saß er am Fenster und starrte hinunter
auf die Straße, auf der schon in dieser Morgen-
stunde ein fieberhaftes Leben hin und her flutete.
Er hatte den Arm auf das Fensterbrett gestützt;
seine Beine waren in dicke Tücher gewickelt und
lagen ausgestreckt auf einem zurechtgestellten
Stuhl. Er war fast noch ein Knabe; aber in
seinen großen Augen brannte ein Feuer, wie
es nur die Sehnsucht entfacht, die unruhige
Sehnsucht nach fernem, unbekanntem Gebieten;
seltsam leuchtete dieser Glanz aus dem bleichen,
eingefallenen Gesicht und ließ es älter und ge-
reifter erscheinen. Seit ihn die tückische Krank-
heit an das Bett gefesselt hatte, humpelte er
jeden Morgen am Arme der Mutter auf seinen
Stuhl am Fenster; eine Stunde dort zu sitzen
hatte ihm der Doktor erlaubt. Das war löst-
lich, nach dem langen Krankenlager jeden Tag
eine Stunde am Fenster sitzen zu dürfen! Die
ganze übrige Zeit freute er sich auf diese eine
Stunde. Was gab es hier alles zu beobachten!
Unaufhörlich, wie im Kaleidoskop, wechselten
die Bilder.

Da fuhr im schärfsten Trabe der Schlachter-
wagen vorbei; das Pferd hatte weißen Schaum
am Gebiß. Lastwagen rollten vorüber, große
und kleine. Auf einem mit Ziegelsteinen be-
ladenen Wagen saß mit herabhängenden Beinen
der Fuhrmann; er war über und über rot wie
seine Ziegel. Die schweren Pferde zogen den
bis obenhin beladenen Wagen, als hätten sie
nichts hinter sich.

Und dann kam der Bierwagen; der hatte
gar kein Pferd vorgespannt, denn er war ein
Automobil, und weil er keine Summireisen
an den Rädern hatte, so hörte man ihn schon
von weitem herandröhnen; das ganze Haus
zitterte. Wenn alle Fuhrwerke solchen Värm
machten, es wäre nicht auszuhalten.

Alle sechs Minuten fuhr die Straßenbahn
vorüber, und immer saßen die Wagen voll
Menschen. Welch ein Verkehr!

Dann kam, dicht am Saumstein fahrend, der
Lumpensammler mit seinem kleinen Hand-
wagen, von Zeit zu Zeit rufend: Knaken und
Blän'n! Seine Stimme klang, als schläge man

gegen einen zersprungenen Topf. Jetzt geht es noch, aber bei schlechtem Wetter und im Winter hat der arme Mann ein hartes Los.

Da erschallt häßlich aber durchdringend der Ton einer Huppe, und schon saust das elegante Fuhrwerk vorüber, so schnell, daß man nur gerade noch die wehenden Schleier der Damen und die lachenden Gesichter der jungen Herren erkennen konnte. Die machten wohl einen Ausflug aufs Land. Wer das auch könnte! — Der Kranke seufzte und blickte über die Dächer der Häuser weg ins Weite; dann deckte er die Hand vor die Augen und schien zu grübeln. Seine Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit. Er lauschte wieder den Worten seines Lehrers, wie er in der Naturgeschichtsstunde begeistert die Schönheit der Natur gepriesen hatte. So konnte nur jemand reden, der sie über alles liebte, und der sie kannte bis ins einzelne. Und dann war der Lehrer mit ihnen hinausgegangen in Feld und Heide und Sumpf und Moor, und hatte ihnen die Augen geöffnet und den Blick geschärft für das Kleine und Verborgene, sei es eine Pflanze oder ein Insekt oder dergleichen. Besonders die Vögel kannte und liebte er. Da war auch nicht einer, den er nicht schon am Gesang bestimmte. Und auf alle Fragen gab er bereitwillig Antwort; und das war gar nicht leicht, denn die Jungen wollten alles wissen. Warum die Disteln eine solche Unmenge Samen erzeugten? Wovon das Wasser im Graben so grün aussehe? Woher die Farbe der Vogeleier stamme? Wie sich überhaupt das Ei im Körper des Vogels entwickle? Und noch viele andere Fragen. Man konnte dann immer auf dem Gesicht des Lehrers erkennen, daß ihm die Wissbegierde seiner Jungen Freude machte. Eines Tages erinnerte der Kranke sich mit besonderer Deutlichkeit; das war ein heller Sommertag gewesen; sie waren schon früh aufgebrochen. Zur Frühstückszeit lagerte sich die kleine Schar zwischen Heide und Feld auf einem Hügel. Zunächst wurde natürlich geschmaust; aber dann geschah etwas Merkwürdiges: Einer nach dem anderen, ihren Lehrer in der Mitte, legten sich die Jungen auf den Rücken in die Heide, die Hände unter dem Kops und blickten unverwandt zum blauen Himmel empor. Unverwandt! Keiner sprach ein Wort. Es war auch unbeschreiblich schön, wie die glänzenden weißen Wolken auf dem tiefblauen Himmel dahinzogen, einige wie majestätische Vollschiffe mit allen entfalten Segeln, andere wie eine Schar Lämmer auf der Weide.

Und das Unterhaltendste dabei war, daß sie alle ihre Gestalt unaufhörlich änderten; und wenn man lange genug hinsah, erblickte man die wunderlichsten Gebilde, winzige und riesenhafte, drollige und schreckhafte. Immer konnte man so daliegen und in die Wolken schauen. — Plötzlich war der Lehrer aufgesprungen und hatte laut gelacht: Ihr Wolkengucker, wie lange wollt ihr noch so daliegen? Und dann waren sie alle verdußt aufgefahren, als seien sie über etwas Heimlichem ertappt worden, in den Augen lag noch der Glanz der hellen Wolken. Nie war ihnen der Himmel so schön erschienen. — — — Und dann waren sie weitermarschiert an goldgelben Kornfeldern vorbei und duftigen Wiesen, auf denen das frischgemähte Gras in langen Schwaden lag. Über ihnen meckerte die „Himmelsziege“, die Bekassine, und hoch oben in blauer Luft sang eine Lerche, die war so hoch, daß man sie nicht mehr sehen konnte. Und die Felder wogten, und der Wald rauschte, und die Vögel sangen, und über allem zogen ruhig lächelnd die weißen Wolken dahin. — — — Eine unbezwingliche Sehnsucht erfaßte die Seele des Kranken. Ver zweifelt blickte er durch das Fenster auf die Straße hinab; aber das Leben da unten erschien ihm nun alltäglich und nüchtern. Alle diese Menschen hatten ja keine Zeit; keine Zeit, um die Schönheit und die Freuden der Natur zu erkennen und zu genießen. Warum haben sie keine Zeit? Warum hat der Schlachtergeselle, der Bäckergeselle, der Straßenbahnfahrer, der Lumpensammler keine Zeit? Weil sie sich plagen müssen vom frühen Morgen bis zum späten Abend, um nur so viel zu erwerben, daß sie leben können. Millionen müssen so arbeiten und sehen nicht die Schönheit des Waldes, das sonnige Schweigen der weiten Heide, die Farbenpracht der Blumen, Schmetterlinge und Vögel, die Riesengewalt der Meereswogen. Ach, wie arm ist das Leben dieser Menschen! —

Plötzlich schlug die alte Stubenuhr; die Stunde am Fenster war abgelaufen, und gleich darauf kam die Mutter herein. „Mutter,“ sagte der Kranke, und auf seinem Gesicht lag noch der Ausdruck des Schmerzes, „Mutter, warum müssen die Menschen hungern am reichbesetzten Tische?“

Mit besorgter Miene blickte die Mutter auf ihren kranken Sohn. „Ich weiß nicht, mein Junge, was du sagen willst; aber willst du dich nicht lieber wieder hinlegen, Heinrich? Deine Zeit ist um.“

Auf den Arm der Mutter gestützt, wankte der junge Mensch seinem Lager zu; in seinem Herzen aber wurde ein starker Wille wach, eines Tages die Antwort auf seine Frage zu erfahren.

o o o

Streik.

Von Emma Böls.

„Ja, Frau, nun ist es doch zum Streik gekommen. Was taten wir? Zu unfremem Recht zu stehn! Wie feige Hunde sollten wir uns kuscheln, Den Karren ziehn und stumm beiseite gehn!

Gab uns der Herr gezwungen ein'ge Brocken, Entdeckte er sein gutes Herz geschwind, Sogar den Maulkorb will er uns jetzt polstern, Wenn wir recht artig und bescheiden sind!

Na ja, nun bin ich doch in Jorn gekommen, Der Teufel aber bleibe dabei kühl, Ich weiß es ja, du kennst es wie ich selber, Das abgestandne, ekle Possenspiel.

Es ward mir schwer, vom Streite dir zu sagen: Die nächste Zeit wird keine leichte sein, Und unsre Kinder müssen mit uns leiden, Das ist für dich und mich die größte Pein.“

„Nun sei nur ruhig, Alter, laß die Sorgen Um alles, was da kommen könnte, ruhn, Wir werden stets dir treu zur Seite stehen, Und nie dich hindern, deine Pflicht zu tun.

Nicht Brot nur sollen wir den Kindern geben, Vom Kampfe auch fällt ihnen schon ihr Teil: Sie müssen sehn, daß aufrecht unser Rücken, Und daß uns unser Menschenrecht nicht feil.

Und werden etwas schmaler unsre Dissen — Se nun, die Zeit wird auch vorübergehn! Noch sind ja ungebrochen meine Kräfte, Ich kann noch gut ein Stündchen länger nähn.

Drum sollst du ruhig in die Zukunft blicken Und freudig tun, was dir die Pflicht gebot. Mit stolzem Sinn und ungebeugtem Nacken, So kämpfe du uns Recht und ich ums Brot!“

o o o

Aus dem Reiche der Technik.

V. Eine Luftreise im Jahre 1930.

Es war ein herrlicher Sommertag. Sonntagstrieden. Berlin, die schaffende, lärmende Weltstadt, wollte anruhen. Die Geschäftshäuser im Innern der Stadt waren geschlossen,

die Fabriken in den Vorstädten ausgefiorben. Kein Hasten und Jagen durch die Geschäftsviertel, kein Maschinengestampfe und Getöse in den Fabrikgegenden. Die sonntäglich gekleideten Menschen strebten den Bahnhöfen zu, um auf Hochbahnen und Schiffen, auf Untergrundbahnen und in Luftballons der Enge der Stadt zu entfliehen und Erholung in der Natur zu suchen. Feiertagsstimmung.

Auch wir wollten eine Landpartie unternehmen. Meinem zwölfjährigen Sohn Hans hatte ich zu seinem Geburtstag einen großen lenkbaren Luftballon geschenkt. Die Freude darüber war natürlich sehr groß. Durch die neuen technischen Fortschritte in der Industrie konnten die Luftschiffe zu einem recht billigen Preise gekauft werden. Die großen Fabriken nutzten diese Erfindung ergiebig aus und stellten alle Einzelteile zu einem Luftballon in ungeheuren Mengen her. So bezahlte man zum Beispiel für einen ordentlichen rechteckigen Familienluftballon, der drei Personen tragen kann, etwa die Hälfte der Summe, die unsere Großväter für ein einfaches Zweirad bezahlen mußten.

Heute wollten wir also mit unserem Luftballon die erste Fahrt unternehmen. Hans brannte vor Ungebuld und hatte mich schon früh aus dem Bett hinausgetrieben. Nun stand ich auf dem Dach unseres Hauses und stellte alle Teile des Ballons zusammen. Zuerst wurde die Ballonhülle ausgepackt, ein feiner, weicher geschlossener Summimantel. Dann kamen die Gasflaschen zum Vorschein. Soll der Ballon wie ein Kork im Wasserglas in die Luft mit uns emporsteigen, dann muß der ganze Ballon mit der belasteten Gondel zusammen leichter als die Luft sein. Der Ballon wird also mit einem sehr leichten Stoff, nämlich mit Gas gefüllt. Aus der Fabrik hatte man mir in großen gußeisernen Flaschen Gas geliefert. Gewaltige Maschinen haben diesen Stoff zu einer sirupartigen Masse zusammengedrückt. Jede Flasche hat für die Ballonfüllung einen Hahn. Ich verschraube das Ventil des Ballonmantels mit dem Ausflußrohr der ersten Flasche und öffne den Hahn. Das sirupartige Gas dehnt sich aus und wird zu luftförmigem Gas. Der Ballon beginnt Gestalt anzunehmen. Nach der vierten Flasche ist aus der früher schlaffen Hülle schon ein Körper geworden, der ähnlich aussieht wie der Leib eines riesigen Walfisches. Es ist die höchste Zeit, daß ich mit meinen Stricken den hin und her wuppenden Gefellen festbinde. Damit der Ballon die schöne Wal-

fischform behält, bekommt er jetzt Knochen: er wird mit einem ganzen Gerippe von festen Aluminiumstäben umgeben. Das ist das starre System, wie der Fachmann sagt, im Gegensatz zu Ballons nach dem unstarren System. Eine andere große Firma baut noch ihre Luftschiffe nach dieser Methode. Die Ballons sind dann einer großen Wurst ähnlich. Sie sind zwar von einer noch größeren Leichtigkeit als die starren Ballons, aber ich habe doch kein richtiges Vertrauen zu ihnen. Der Wind, der unsierte Geselle, macht sich oft ein Vergnügen daraus, mit diesen Ballonwürsten zu spielen und sie hin und her zu treiben, auch scheint mir ihre Lenkbarkeit leicht zu versagen.

Nun sieht unser Ballon zwar aus wie ein großer Walfisch, ihm fehlen aber noch die Flossen, die Steuer. Auch diese hat mir die Fabrik geliefert. Es sind richtige große vier-eckige Segel, wie sie in früheren Zeiten die Schiffer benutzt haben, nur mit dem Unterschied, daß die Masten nicht mehr dicke unförmige Holzstämmen sind, sondern schlanke, polierte, blizende, zusammenlegbare Aluminiumstäbe. Innerhalb weniger Minuten sind die Segel zusammengestellt, die vorn und seitwärts angebracht werden. Mit diesen Segeln können wir nun den Ballon steuern.

„Hans, was pesterst du schon wieder an der großen Kiste herum! Kannst du denn die Zeit nicht erwarten? . . . Was in der Kiste steckt? Jetzt kommen wir zur Hauptsache des ganzen Ballons, zum Motor, zur Antriebsmaschine. Reich nur vorsichtig alle Teile herüber! Du bewunderst die schönen glänzenden Metallteile, und doch, du dummer Bub, kannst du vorläufig überhaupt noch nicht die gewaltige Summe geistiger Arbeit verstehen, die zur Ausbildung und Herstellung dieser Metallglieder gehört. Alle Teile sind aus Aluminium hergestellt. Ein wunderbares Metall, leicht wie Seidenpapier und doch hart und dauerhaft wie Eisen. Die Ingenieure haben sich weidlich bemüht, dieses Metall brauchbar und billig herzustellen. Vor einem Jahre erst hat man das vollkommen gelernt und fertigt nun Eisenbahnschienen und Brücken, Waggonen und Schiffe aus diesem Stoff an. Stellen wir also unseren Motor zusammen! So, alle Teile sind jetzt verschraubt und vernietet, die Maschine kann probiert werden. Du siehst hier eine große Flasche Benzin, die wir mitführen werden. Das ist eine sehr gefährliche Flüssigkeit. Ich spritze davon einen kleinen Tropfen auf eine Flamme, der Tropfen explodiert mit einem

Knall. Wollte ich die ganze Flasche anzünden, so würde das eine furchtbare Explosion geben. Wir gehen aber sehr geschickt mit dem Benzin um. Wir nehmen hier die beiden Kolbenzylinder, die du von der Dampfmaschine schon kennst. Ich spritze in den vorderen Kolbenteil eines jeden Zylinders einen ganz feinen Tropfenstrahl von Benzin, der immer sofort selbsttätig entzündet wird. Jede Entzündung gibt einen Puff, einen Knall. Jeder Tropfen explodiert und reißt damit den Kolben im Zylinder zurück. Ähnlich dem Zylinder einer Dampfmaschine geht der Kolben auch hier hin und her. Diese Bewegung wird auf eine Welle übertragen, die wiederum große Luftmühlräder trägt. Überlege, daß wir in jeder Minute 200 Explosionen stattfinden lassen. Du kannst dir dann vorstellen, in welcher Geschwindigkeit sich jeder Kolben hin und her bewegt, mit welcher Kraft die Mühlräder die Luft beiseite schaufeln und damit den Ballon vorwärts treiben. Aufgepaßt, ich lasse den Motor jetzt laufen! Gut, alles in Ordnung. Nun, her mit den Apparaten, dann sind wir gleich fertig! Den Kompaß gebrauchen wir, um die Himmelsrichtung genau zu wissen, in der wir fahren wollen; der Höhenmesser zeigt uns, in welcher Höhe wir uns jeweilig über dem Erdboden befinden; Anker, Taile, Seile wollen wir genügend mitnehmen, damit wir gut landen können.“

Inzwischen kam meine Frau, beladen mit einem riesigen Proviantkorb, aus der Dachlufe herausgestiegen. „Fertig zum Abfahren! Einsteigen! Los!“ Die Stricke werden gelöst, der Ballon steigt! Der Zeiger an dem Höhenmesser klettert an der Scala, der Zeilscheibe, immer höher. Jetzt befinden wir uns 1000 Meter über der Erde, jetzt 1200 . . . , jetzt 1400 . . .

Immer kleiner wird unser Haus, immer mehr von der Stadt können wir überblicken. Da liegt sie unter uns, als hätte ein Riesensind seine Spielschachtel voll Häuser, Türmen, Palästen, Bahnhöfen ausgepackt. Aber bald sehen wir auch die Stadt nicht mehr, wir sind so hoch gestiegen, daß wir buchstäblich in den Wolken schweben. Glücklicherweise erinnert einige Meter von uns entfernt ein Ballonzug voll fröhlicher singender Reisender daran, daß Menschen in unserer Nähe sind, unsere Lage würde uns sonst unheimlich vorkommen.

„Wo fahren wir nun hin?“ „Nach Dresden,“ ruft Hans, „zum Großvater.“ „Gut. Wir haben jetzt 8 Uhr. Die Entfernung zwischen Berlin und Dresden beträgt 176 Kilometer. In 1¼ Stunden sind wir dort und können

den Vater überraschen. Wir machen einen kleinen Umweg über Leipzig, weil es dort mehr zu sehen gibt." Nach Kompaß und Landkarte wird der Kurs eingestellt, der Motor arbeitet vorzüglich, wir fliegen bald durch die Luft mit einer Geschwindigkeit, die von den besten Schnellzügen nicht erreicht wird.

Berlin entschwindet unseren Blicken, wir kommen nach Potsdam, das in Sonnenschein gebadet sich unter uns ausbreitet. Ein paar Überreste von Bauwerken erinnern uns an die Zeit, wo der Preußenkönig Friedrich II., den die Geschichtsbücher den Großen nennen, hier gelebt und gebaut hat. Weiter geht es Wittenberge zu. Wir bewundern die Elbbrücke, die auf 35 Pfeilern ruht und uns lehrt, wie für den technisch Schaffenden die Flüsse nicht breit genug und die Brücken nicht lang genug sein können.

Auf unserer Reise sind wir über weite Strecken fruchtbarer Wiesen und Felder hingeflogen. Hans wundert sich über die einfachen rotgeziegelten Gebäude, die wir inmitten dieser Felder überall bemerken. Das sind Maschinenhäuser. Früher verwendete man sehr viele und vielerlei Maschinen nur in der Industrie, in den Bergwerken und den Hüttenwerken, in den Schiffsbauanstalten und Maschinenfabriken. Im Jahre 1930 sind auch in der Landwirtschaft bedeutende Veränderungen vor sich gegangen. Vorüber sind die Zeiten, wo der Landmann hinter seinem Pfluge, gezogen vom Ochsengepann, einher schreitet; vorüber die Zeiten, wo ein Bauer noch sein kleines Gehöft besitzt mit einigen wenigen Morgen Land und ein paar Stück Vieh im Stalle. Der Landwirtschaftsbetrieb ist Großbetrieb geworden. Ähnliche Formen der Wirtschaft wie in der Industrie sind entstanden. Gewaltige Ländereien sind in den Besitz von ein paar reichen Unternehmern gelangt, der ehemals selbständige Bauer ist zum Lohnarbeiter geworden und hat überall schnellarbeitende Maschinen zu führen und zu bedienen. Das ganze Land ist mit einem Netz von Kupferdrähten überspannt, die an langen Masten befestigt sind. Im Maschinenhaus erzeugen die Maschinen den elektrischen Strom, der durch die dünnen Drähte geht und überall elektrische Pflüge, Mähmaschinen, Dreschmaschinen, Eggen, Pumpen und Spritzen zu treiben hat.

Während ich Hans noch über diese Maschinenarbeit belehre, sind wir inzwischen bis Leipzig gekommen. Leipzig ist immer noch die

Stadt des Buchhandels und der Messen. Gegenwärtig scheint wieder eine solche Messe stattzufinden. Mit unserem Fernrohr können wir in den Hauptstraßen ein dichtes Gewimmel von Fußgängern und Bahnwagen erkennen. Der Verkehr von Luftdrohnen ist sehr reger. Wir wenden uns der Richtung nach Dresden zu. Schon sind wir bis Meissen gekommen. Wie wunderbar ist die Gegend zu unseren Füßen! Von der Mittagsonne vergoldet liegen die Albrechtsburg und der Dom unter uns. In unzähligen Windungen schlängelt sich die Elbe gleich einem silbernen Band durch Sachsens fruchtbare Berge und Auen. Wir können die Elbdampfer erkennen, die in langsamem Schneckenang dahinziehen. Da weiterhin, noch fern und doch schon erkennbar liegt Dresden. Die funktvollen Türme erheben sich aus dem Häusermeer, und die Brücken der Stadt überspannen in weiten Bogen die Elbe. Die Luft ist klar, und so können wir hinter Dresden die Loschewitzer Brücke, „das blaue Wunder“ erkennen.

Plötzlich gibt es einen Knack. Das Zahnrad am Motorvorgelege ist gebrochen. Eine schöne Geschichte! Mit der Leichtigkeit unseres Schiffes wird es nun vorbei sein. Aber ein Unglück kommt selten allein. Ich höre ein verdächtiges Rischen, als wenn Gas aus dem Ballon auströme. Natürlich hat Hans, der Sapperloter, hinter meinem Rücken sich mit allerlei Dingen beschäftigt, die ihn nichts angehen. Er hat sich an dem Hebelgestänge zu schaffen gemacht, das oben mit der Gasflappe des Ballons verbunden ist. Dadurch ist die Klappe geöffnet worden und das Gas strömt nun hinaus. Ich versuche die Klappe zu schließen. Leider hat sich das Gestänge mit einem Gondelstrick verwickelt, die Schließvorrichtung versagt. Der Ballon sinkt. Wir spüren es ganz deutlich an dem Luftzug. Ein Blick auf den Höhenmesser: mit unheimlicher Sicherheit bewegt sich der Zeiger immer weiter nach unten. 2000 Meter ... 1800 ... 1600 ... 1300 ... 950 ... Ich werfe Ballast aus, den Inhalt von sechs Sandsäcken erhalten die guten Meißner Bürger auf die Köpfe ausgeschüttet. Der Ballon steigt ein wenig, fängt aber nach der Entleerung des letzten Sackes sofort wieder an zu sinken. Der Höhenmesser zeigt 800 ... 600 ... 400 ... Jetzt erhebt sich ein Windstoß. Ich lasse die Seitensteuer arbeiten, die Räder saufen mit rasender Geschwindigkeit. Wir werden nach Dresden zu getrieben und befinden uns bald etwa 150 Meter über dem Altmarkt. Da reitet ein königlich sächsischer

Schutzmann auf einem Lustschiffspferd an uns vorüber. Ich rufe ihm zu, uns ins Schlepptau zu nehmen. Natürlich hat der Sicherheitspolizeier wie gewöhnlich keine Zeit, er hat Besseres zu tun. Nicht weit von uns entfernt sind nämlich zwei Lustdroschken zusammengefahren. Die Führer zanken und schimpfen miteinander und belegen sich mit den besten Namen ihrer Zunftsprache. Der Schutzmann muß die beiden Kutscher aufschreiben und mit ihnen zur Wache fliegen. Er kümmert sich nicht um uns. Jetzt sind wir 50 Meter von dem Turme der Kreuzkirche entfernt. Noch ein Windstoß, und der Ballon ist aufgespießt, wir sind verloren. Da höre ich einen Knall, einen Schrei und

ich bin aufgewacht. Den ganzen Spul habe ich geträumt. Das kommt davon, wenn man des Abends zu lange in den Büchern liest. Vor mir aufgeschlagen liegt ein neues technisches Werk über die Lustschiffahrt in zwanzig Jahren. Von der Tagesarbeit müde geworden, bin ich beim Lesen eingeschlafen. Mein Gehirn hat weitergearbeitet, und meine Gedanken haben diese Traumbilder geformt. Ich reibe mir die Augen und gehe in das andere Zimmer. Richtig, da liegt der Hans, der Racker, in seinem Bett und schläft den gesündesten Schlaf der Welt. Meine Frau sieht mich verwundert und vornurfsvoll an, daß ich so spät immer noch auf bin.

Ich bin doch froh, daß ich die ganze Geschichte nur geträumt habe. . . . R. Woldt.

o o o

In den Äpfeln.

Von Gottfried Keller.

Ich kam zu einem Apfelbaum,
In dessen grünen Nesten
Ein krummer Zwerg den frischen Schaum
Der Apfel sog, den besten.

Um einen Apfel bat ich ihn,
Da fing er an zu rütteln
Und toll und wild und her und hin
So Frucht wie Laub zu schütteln.

Ich aß wie ein begier'ger Mann
Und ließ es mich gelüsten,
Nicht achtend, wie der Zwerg begann,
Die Krone zu verwüsten.

Da sang ein Vogel: Ich du Hohl!
Du hast den Wig gefunden:
Das Laub, das mit daneben fällt,
Bedeutet deine Stunden!

Da jagt' ich Kobold Unverstand
Herunter aus den Zweigen
Und unternahm, mit Fuß und Hand
Bedacht hinanzusteigen.

Nun saß ich selber auf dem Baum,
Nach Äpfeln auszuspähen,
Und ich genoß den süßen Schaum,
Die Blätter ließ ich stehen.

o o o

Die Geschichte von Rarr und Graufell.

Von Selma Lagerlöf.*

Kolmarden.

Nördlich von Braviken in Schweden, gerade an der Grenze zwischen Ostgötland und Sörmland liegt ein Berg, der mehrere Meilen lang und über eine Meile breit ist. Wenn er auch ebenso hoch wie lang und breit wäre, dann wäre er der schönste Berg, den man sich nur denken könnte, aber er ist nun eben nicht so hoch.

Ab und zu trifft man wohl ein Gebäude, das von Anfang an so groß angelegt wurde, daß der Eigentümer es nicht ausbauen konnte.

* Aus „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“, von S. Lagerlöf. Verlag von Albert Langen, München. Drei Bände sind mit den Abenteuern des kleinen Nils Holgersson angefüllt, die uns die berühmte schwedische Schriftstellerin in dem genannten Werke erzählt. Nils Holgersson ist ein ungezogener Junge, der zur Strafe in einen Däumling verwandelt wird und mit den Schneegänsen umherzieht. Was er auf seinen Reisen sieht und hört, wie sich ihm die Natur seiner Heimat erschließt, mit ihren Bergen, Wäldern und Seen, mit ihren Pflanzen und Tieren, ihren Sagen und Geschichten: das ist der beste Unterricht in der Naturkunde, in der Geographie und Geschichte Schwedens, den man Kindern geben könnte. Wenn man beim Lesen dieser Bücher auch manchmal empfindet, daß die Verfasserin Lehrerin war, so beeinträchtigt dies wenig oder gar nicht ihren künstlerischen Wert. Sie belehren, ohne lehrhaft zu sein, und regen zu ernstem, liebevollem Studium der Natur, wie von Land und Leuten an. Auch Erwachsene kann man dieses treffliche Werk empfehlen. Denn von der ersten bis zur letzten Zeile hat ein starkes künstlerisches Talent und eine feinsinnige, gütige Frau das Wort, in deren Anschauen, Empfinden und Denken sich Natur und Menschenwelt zu einem Ganzen zusammenschließen, in das sich große und kleine, unscheinbare, verachtete und bewunderte Dinge als nicht auszuscheidende Glieder einer unendlichen Kette einfügen.

Wenn man ganz nahe herankommt, sieht man dicke Grundmauern, starke Gewölbe und tiefe Keller, aber gar keine Außenwände und keine Dächer, das Ganze erhebt sich nur ein paar Fuß hoch über der Erde; und beim Anblick des eben genannten Grenzberges muß man unwillkürlich an so ein verlassenes Bauwerk denken, denn er sieht fast aus, als sei er gar kein fertiger Berg, sondern nur die Grundlage für einen Berg. Mit steil abfallenden Wänden ragt er aus der Ebene empor, und nach allen Seiten sind große Felsmassen aufgetürmt, die aussehen, als wären sie dazu bestimmt gewesen, mächtige, hohe Felsenhallen zu tragen. Alles ist gewaltig und großartig und riesenmäßig angelegt, aber es hat keine richtige Höhe, keinen richtigen Stil. Der Baumeister muß der Sache überdrüssig geworden sein und sie aufgegeben haben, ehe er die steilen Felsenwände und die spitzigen Gipfel und scharfen Kuppen aufgeführt hatte, die sonst wie Mauern und Dächer auf den fertig gebauten Bergen stehen.

Aber gleichsam als Ersatz für die Gipfel und Felsentuppen ist der große Berg von jeher mit prächtigen Bäumen bestanden gewesen. Eichen und Linden wuchsen an dem Saum des Waldes und in den Tälern, Birken und Erlen um die Seen herum, Tannen droben auf den steilen Terrassen, Fichten aber überall, wo sich nur eine Handvoll Erde fand, in der sie Wurzel schlagen konnten. Alle diese Bäume miteinander bildeten den in alten Zeiten so gefürchteten großen Wald von Kolmarden, der so verrufen war, daß jeder Wanderer, der hindurch mußte, seine Seele Gott befehl und seines letzten Stündchens gewärtig war.

Jetzt ist es freilich schon so lange her, seit der Wald von Kolmarden heranwuchs, daß niemand mehr in stande wäre, uns zu sagen, wie er allmählich so wurde, wie er heute ist. Im Anfang mußten sich die Bäume wohl ordentlich wehren, bis sie in dem harten Felsengrund Wurzel geschlagen hatten, und sie wurden darum so wetterfest, weil sie zwischen nackten Felsblöcken stehen und ihre Nahrung aus dem mageren Schutthalde ziehen mußten. Es ging ihnen wie so manchem Menschen, der sich in seiner Jugend schwer durchkämpfen muß, aber gerade dadurch später groß und stark wird. Als der Wald herangewachsen war, hatte er Bäume, die drei Mann kaum umspannen konnten; die Zweige waren zu einem undurchdringlichen Netzwerk verflochten, und der Boden ringsherum war von harten, glatten Wurzeln durchwoben. Der Wald war ein herrlicher Aufent-

haltsort für wilde Tiere und für Räuber, die es verstanden, hindurchzuziehen und sich einen Weg durch die Wildnis zu bahnen. Aber für andere Wesen hatte dieser Wald nichts Verlockendes; er war kalt und düster, unwegsam und unzugänglich, voll stacheligen Gestrüpps, und die alten Bäume mit ihren bärtigen Zweigen und moosbewachsenen Stämmen sahen aus wie wilde Sputzgestalten.

In der ersten Zeit, wo sich die Menschen in Sörmland und Ostgötland niederließen, war ringsum beinahe nichts als Wald, der aber in den fruchtbaren Tälern und auf den Ebenen bald ausgerottet wurde. Den Kolmarder Wald dagegen, der auf magerem Felsengrund stand, nahm sich niemand die Mühe zu fällen. Und je länger er unberührt stehen bleiben durfte, desto dichter und mächtiger wuchs er heran, bis er schließlich eine Festung bildete, deren Mauern von Tag zu Tag dicker wurden; wer da hindurchdringen wollte, mußte die Art zu Hilfe nehmen.

Anderer Wälder müssen oft Angst vor den Menschen haben; bei dem Kolmarder Walde war es gerade umgekehrt, da waren es die Menschen, die sich fürchten mußten, denn er war so dunkel und dicht, daß die Jäger und Besenbinder sich immer wieder darin verirrtten und oft halb verhungerten, bis sie sich endlich aus der Wildnis herausgearbeitet hatten. Und für die Leute, die von Ostgötland nach Sörmland oder umgekehrt reisen mußten, war dies ein geradezu lebensgefährliches Unternehmen. Auf schmalen Tierpfaden mußten sie sich mühselig durcharbeiten; denn die Grenzbevölkerung war nicht einmal in stande, einen gebahnten Weg durch den Wald zu unterhalten. Es führten weder Brücken über die Bäche, noch Fährten über die Seen oder Baumstämme über die Moore. Und im ganzen Walde war nirgends eine Hütte, wo friedliche Menschen wohnten, während es Räuberhöhlen und Schlupfwinkel für die wilden Tiere in Menge gab. Nicht viele Reisende kamen unbeschädigt durch den Wald hindurch; aber um so mehr stürzten in Abgründe und versanken in Sümpfen, wurden von Räubern ausgeplündert oder von wilden Tieren zu Tode gejagt. Selbst die Ansiedler, die am Rande des großen Waldes wohnten und sich nie hineinwagten, litten Schaden durch ihn, denn Wölfe und Bären drangen heraus und raubten ihnen das Vieh. Solange sich die wilden Tiere in dem dichten Kolmarden verstecken konnten, war es ganz und gar unmöglich, sie auszurotten.

So viel war sicher, sowohl die Ostgötländer als die Schwäbländer wären den Wald mit Freuden losgewesen; aber das ging eben sehr langsam, solange es noch anderweitig fruchtbaren Boden gab. Allmählich aber rückte man doch vor; an den Abhängen rings um den dichten Urwald entstanden Dörfer und Bauernhöfe, der Wald wurde einigermaßen befahrbar gemacht, und bei Krotel, mitten in der dichtesten Wildnis, bauten Mönche ein Kloster, wo die Reisenden einen sicheren Zufluchtsort fanden.

Immerhin verblieb der Wald auch fernerhin eine wilde, gefährliche Gegend, bis eines schönen Tages ein Wanderer, der ganz ins Herz hineingedrungen war, durch Zufall entdeckte, daß der Kolmarder Berg in seinem Innern Erzlager barg. Und sobald dies bekannt wurde, strömten die Grubenarbeiter und Bergleute in den Wald, die Schätze zu heben. Und nun kam die Zeit, in der die Macht des Waldes gebrochen wurde; die Menschen warfen Gruben auf und bauten Schmelzöfen und Bergwerke in dem alten Walde. Doch dieß allein hätte ihm nicht ernstlich geschadet, wenn bei dem Bergwerksbetrieb nicht auch so ungeheuer viel Brennmaterial verbraucht worden wäre. Kohlenbrenner und Holzsäcker hielten ihren Eingang in dem alten düsteren Urwald, und sie machten ihm nahezu den Garauß. Um die Bergwerke herum wurde er ganz niedergehauen und der ausgerodete Boden in Ackerland verwandelt. Viele Ansiedler zogen hinauf, und bald entstanden da, wo vor kurzem noch nichts als Bärenhöhlen gewesen waren, mehrere neue Dörfer mit Kirchen und Pfarrhöfen.

(Fortsetzung folgt.)

o o o

Wie Eulenspiegel einen Wirt mit dem Klange von Geld bezahlte.

Zu Köln war Eulenspiegel lange Zeit; da begab es sich einst, daß das Essen erst so spät zum Feuer gebracht wurde, daß es Nachmittags ward, ehe es gar war. Dieses verdroß Eulenspiegel sehr, daß er so lange fasten sollte. Den Verdruß sah ihm der Wirt wohl an und sprach zu ihm: „Wer nicht warten will, bis das Essen fertig ist, der mag essen, was er hat!“ Da ging Eulenspiegel in die Küche und aß eine trockene Semmel auf; dazu saß er bei dem Herde und beträufelte den Braten, bis er gar genug war und es zwölf schlug. Nun wurde der Tisch gedeckt, das Essen aufgetragen, und der Wirt nahm mit den übrigen Gästen Platz

an der Tafel; nur Eulenspiegel blieb in der Küche am Herde sitzen. Der Wirt sprach: „Wie, Eulenspiegel, willst du nicht zu Tische sitzen?“ — „Nein,“ sprach Eulenspiegel, „ich mag nicht essen; ich bin vom Geruch des Bratens satt geworden.“ Der Wirt schwieg, aß mit den Gästen, und nach verrichteter Mahlzeit bezahlte jeder seine Zechen; der eine wanderte, der andere blieb, und Eulenspiegel saß noch immer bei dem Feuer. Da kam der Wirt mit dem Zahlungsbrett und wollte von ihm zwei kölnische Weispennige für das Mahl haben. Eulenspiegel sprach: „Herr Wirt, seid Ihr ein solcher Mann, daß Ihr von einem Gelde nehmet, der Eure Speise nicht ißt?“ Der Wirt wurde zornig und sagte, er sollte das Geld geben; hätte er nicht gegessen, so wäre er doch vom Geruch satt geworden; er hätte dagesessen bei dem Braten, das wäre so viel, als wenn er mit zu einer Tafel geladen und mitgegessen hätte; das wollte er ihm für eine Mahlzeit rechnen. Eulenspiegel zog einen kölnischen Weispennig hervor, warf ihn auf die Bank und sprach: „Herr Wirt, hört Ihr diesen Klang?“ Der Wirt sprach: „Diesen Klang höre ich wohl.“ Eulenspiegel war geschwind mit seinem Pfennig wieder in dem Säckel und sprach: „Soviel als Euch der Klang des Pfennigs hilft, ebensoviel hilft mir auch der Geruch von dem Braten in meinem Bauch.“ Da wurde der Wirt unwirsch; denn er wollte den Weispennig haben, Eulenspiegel ihn aber nicht geben, sondern berief sich auf das Gericht. Der Wirt wollte aber nicht mit ihm rechten, sondern ließ ihn im guten fahren. Eulenspiegel aber zog weg vom Rhein und begab sich wieder zurück in das Land Sachsen.

o o o

Die fünf Hühnerchen.

Von Viktor Blüthgen.

Ich war mal in dem Dorfe,
da gab es einen Sturm,
da zankten sich fünf Hühnerchen
um einen Regenwurm.

Und als kein Wurm mehr war zu sehn,
da sagten alle: „Piep!“
Da hatten die fünf Hühnerchen
einander wieder lieb.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Clara Reitm (Sundel), Wilhelmshöhe,
Post Begetloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.